

Ilse Macek

Werner Grube – „*Mitzunehmen sind sämtliche Kinder mit Gepäck zwecks Wohnsitzverlegung nach Einsatzort.*“



Werner Grube



Oma Gretchen Meyer

Herkunft und Familie von Clementine und Franz Grube

Werners Mutter Clementine, geborene Meyer, stammte aus einem Marktflecken in Unterfranken, Wasserlos, heute ein Stadtteil von Alzenau, wo mehrere jüdische Familien zu Hause waren. Die Familie der Mutter von Clementine, Gretchen Meyer, geborene Neu (Ney), lässt sich bis circa 1780 zurückverfolgen. Der Vater von Clementine, der Metzgermeister Leopold Meyer, stammte aus Reichelsheim und war als Sohn des Maklers Mordchen Meyer dem Dritten und Emma, geborene Løb, am 22. Juni 1878 zur Welt gekommen.

In den 30er Jahren zogen Gretchen und Leopold von Reichelsheim nach Darmstadt. Leopold starb 1940. Gretchen kam mit einem der ersten Transporte nach Theresienstadt, wo sie 30 Monate durchhielt. Im Januar 1945 meldete sie sich freiwillig für den Transport in die Schweiz, der Theresienstadt am 5. Februar 1945 verließ, und mit dem sich Nazi-Größen einen Bonus für die Zeit nach dem 3. Reich erwerben wollten. 1.200 Juden wurden dadurch gerettet, auch Gretchen.¹

Clementine, am 28. August 1903 geboren, hatte ihre Ausbildung zur Krankenschwester im jüdischen Asyl der Israelitischen Gemeinde und ihr staatliches Examen 1927 in Köln gemacht. 1927 trat sie an der Israelitischen Privatklinik in der Hermann-Schmid-Straße 5–7 in München eine Stelle an und wohnte dort im Schwesternheim. Sowohl vom Arzt als auch von der Oberin wird Clementine Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit, Umsicht, Selbständigkeit und Freundlichkeit bescheinigt.

In den 30er Jahren, so kann sich Werner erinnern, hat die Familie auch einmal einen Besuch bei den Großeltern in Darmstadt gemacht. Es muss im Sommer 1936 oder 1937 gewesen sein. Die kleine Schwester Ruth war noch nicht auf der Welt, ebenso wenig wie die Zwillinge der Tante Erna, eine der drei Schwestern der Mutter, die bei dieser Gelegenheit auch da waren.

Leopold, der Opa, der ein selbständiger Metzger war, wurstete auch daheim. Die Würste waren auf einem Besenstiel zum Trocknen aufgehängt, der zwischen zwei Stühlen hing. Es dauerte natürlich nicht lange, bis die Kinder, wie alle Kinder, in wilder Jagd durch das Zimmer tobten, Werner und Irwin, der Cousin, mit ihren sieben Jahren, Ernst mit seinen fünf, und den kunstvollen Aufbau zum Einstürzen brachten.

Die Mütter packten ihre Kinder und verließen die Wohnung fluchtartig in Richtung Badeanstalt, bevor Opa Leopold zur Hochform aufblief und Schlimmeres passieren konnte.

Tante Rosa Neu hatte einen Sohn, der zwei Monate älter als Werner war, Irwin. Sie war verheiratet mit Onkel Sigmund und lebte in Darmstadt. Eine andere Schwester, Selma Süß-Schüleln, lebte mit ihrem Ehemann, Siegfried, der Kaufmann war, in Stuttgart. Erna Berenz, die jüngste Schwester von Werners Mutter, hatte später ein Zwillingspärchen, Abraham und Menasse, und später noch eine kleine Tochter Bella, die 1942 fünf Wochen alt war und das jüngste Opfer des NS-Terrors von Stuttgart werden sollte. Sie war mit Max Berenz, auch Metzger von Beruf, verheiratet.

Tante Erna kam auch einmal nach München zu Besuch, ungefähr 1936, und schenkte Werner ein Taschenmesser, wofür ihn seine Mutter als zu jung befand. Er durfte es erst nach längeren Diskussionen und mit der Hilfe der Tante Erna be-



Erna Berenz mit ihren Zwillingen Abraham und Menasse, 1939.

halten. Schon deshalb hat er sie als besonders kinderliebe Tante in guter Erinnerung behalten.

Alle drei Schwestern von Clementine sind Opfer der Shoah geworden.

› „Auf Antrag der Frau Clementine Grube, geb. Meyer, Hausfrau in München ... werden für tot erklärt.“

Rosa Neu, geborene Meyer, am 18. August 1904 in Reichelsheim im Odenwald zur Welt gekommen, zuletzt wohnhaft in Darmstadt, ihr Ehemann Sigmund Neu, geboren am 26. Januar 1899 in Wasserlos, Unterfranken, deren Sohn Irwin, geboren am 9. Februar 1930 in Darmstadt, alle drei deportiert in das Lager Piaski, Polen. Zeitpunkt des Todes 28. Oktober 1942, 24 Uhr.

„Nach Auskunft der jüdischen Gemeinde Darmstadt und den Feststellungen in früher anhängigen Verfahren, wurde das Lager am 28. Oktober 1942 liquidiert. Damit steht der Tod der verschollenen Personen, von denen nach ihrer Deportation nur eine einzige Nachricht aus Piasky bei der Antragstellerin eingegangen ist, fest... Der Zeitpunkt des Todes wurde gem. § 44 Abs. 1 in Verbindung mit § 9 Abs. 2 des Gesetzes festgestellt.“

Selma Süß-Schülein, geborene Meyer, am 9. Juni 1908 in Reichelsheim im Odenwald auf die Welt gekommen, zuletzt wohnhaft in Stuttgart, verschollen seit der Deportation nach Riga am 1. Dezember 1941, ihr Ehemann Siegfried, geboren am 31. Januar 1903 in Wallerstein, Kaufmann; Rückkehrer nahmen an, dass sie bei der Aktion vom 26. März 1942, bei der 1.700 Menschen erschossen worden sind, ebenfalls ermordet wurden. Zeitpunkt des Todes: 26. März 1942, 24 Uhr;

Erna Berenz, geborene Meyer, am 5. August 1912 in Reichelsheim geboren, zuletzt wohnhaft in Stuttgart, verschollen seit Ende 1942 nach der Deportation am 28. April nach Izbica; deren Ehemann Max, geboren am 5. Oktober 1898 in Bönstadt, Kreis Friedberg, Kaufmann; ihre drei Kinder Abraham und Menasse, als Zwillinge geboren am 27. November 1937 in Darmstadt, und Bela, geboren am 7. März 1942 in Bopfingen, zuletzt wohnhaft in Stuttgart und verschollen. Zeitpunkt des Todes: 31. Dezember 1942, 24 Uhr.

„*Amtsgericht Stuttgart. Verkündet am 25.11.1949*“ ‹

Clementine überlebt, weil ihr „arischer“ Mann Franz ihr und den Kindern die Treue hielt und sich trotz des ständigen Druckes nicht von ihr trennte. Clementine starb mit knapp 67 Jahren am 13. Juli 1970 im Krankenhaus links der Isar in München. Ihren Mann hat sie um acht Jahre überlebt. Er war bereits mit 61 Jahren am 13. Januar 1962 gestorben.

Werners Vater, Franz, Dekorationsmaler, stammte aus Barten im Bezirk Königsberg und war dort am 26. Dezember 1899 als Sohn des Musikers Emil Grube und seiner Frau Amalie, geborene König, zur Welt gekommen. Er hatte zwei Brüder und eine Schwester, die ein so genanntes „lediges“ Kind war und König hieß. Die Familie war evangelisch. Damals war es üblich, auf Wanderschaft zu gehen, um sich Geld zu verdienen oder eine gute Stelle zu finden. Franz kam mit seinen beiden Brüdern weit herum in der Welt. Sie arbeiteten im Ruhrgebiet, kamen auch durch die Schweiz und Österreich. Zwei oder drei Jahre hielt sich Franz in Wien auf und kam dann nach München, wo er am Blinddarm operiert werden musste. Im jüdischen Krankenhaus lernte er die Krankenschwester Clementine kennen.

Clementine und Franz heirateten am 23. September 1929 im Standesamt in München. Zuerst wohnten sie in Untermiete in der Waltherstraße, dann in einem Zimmer in der Häberlstraße 1,

Parterre, Fenster zum Hinterhof; kein Sonnenschein kam in die kleine Behausung. Werner kam am 12. März 1930 in der Frauenklinik in der Maistraße auf die Welt, Ernst am 13. Dezember 1932 und die kleine Nachzüglerin Ruth am 8. Juli 1938.

Der Vater versuchte jahrelang, eine bessere Wohnung zu bekommen. Erst im März 1935 klappte es für die vierköpfige Familie. Wohl war es auch der angesehenen Stationschwester Clementine zu verdanken, dass die Familie eine Gemeindewohnung gleich neben der Hauptsynagoge im Mietshaus in der Herzog-Max-Straße 3 beziehen konnte. Die Wohnung bestand aus drei Zimmern, Küche und Kammer und war endlich eine der Größe der Familie gemäße Heimstatt. Es war nicht verwunderlich, dass der Vater das Zuhause, als er herausgeklagt werden sollte, nicht so schnell aufgeben wollte. Er stellte sich stur bis zur Räumungsklage, forderte Ersatz, den man ihm mit Verweis auf seine jüdische Ehefrau, für die die Israelitische Gemeinde zuständig sei, verweigerte. Das Wasser wurde abgedreht, der Strom abgestellt. Zuletzt, als es schon sehr kalt wurde, war nur noch eine Kammer und die Küche zu bewohnen. Noch immer war keine Ersatzwohnung in Aussicht. Das kleine Baby Ruth mit seinen vier Monaten, Ernst mit fast sechs und Werner mit acht Jahren kamen zu ihrem eigenen Schutz und

nur „vorübergehend“ ins Kinderheim an der Antonienstraße. Was auch hätten die Eltern anders tun können, kurz vor dem Hinauswurf aus der Wohnung, ohne Aussicht auf eine Unterkunft, die für fünf Leute Platz bot!

Kindheit mit dem besten Freund: Bernhard Ostertag

Werner vermisste die Herzog-Max-Straße; ihn kam die Verlegung ins Kinderheim besonders hart an, war doch sein bester Freund Bernhard Ostertag zu Hause sein Spielgefährte gewesen und nicht mit dabei.

Bernhard, geboren am 8. Mai 1930, stammte aus einer gut-situierten Familie. Der Vater betrieb unter anderem ein Zigarrenhandelsgeschäft in der Bayerstraße 25 zusammen mit seiner Frau Franziska und deren Zwillingbruder Moritz Levinger, hatte eine Provisionsvertretung für Tabakwaren und für Papierwaren. Frau Ostertag arbeitete im Büro der Gemeinde in der Herzog-Max-Straße 5 und hatte es so arrangiert, dass ihr Sohn Bernhard mitkommen konnte.

Der Vater von Bernhard, Gustav Ostertag, war ein überlegter, eher ruhiger Mensch, der im Sessel saß und seine Zeitung las, so ganz anders als der Grube-Vater, der viel und hart arbeiten musste als Dekorationsmaler und nie wusste, ob er die Familie gut durchbringen würde. Die Mutter, Franziska Ostertag, geborene Levinger, war von anderer Art, tatkräftig, gebildet und selbständige Kauffrau. Sie hatte eine Frisur mit geflochtenem Kranz; Werner meint, dass man ihr die Resoluteit schon ansehen konnte.

Die Familie wohnte in der Pettenkoflerstraße 42 im Parterre; dort war Werner oft zu Besuch, bekam auch sein Mittagessen, spielte mit der wunderbaren Eisenbahn und dem schönen Kasperltheater mit Handpuppen oder die beiden Buben „tratzten“ die acht Jahre ältere Schwester von Bernhard und ihre Freundin oder machten irgend einen Blödsinn zusammen. Vice versa ging es genauso; Bernhard war bei Grubes gern gesehen und bekam dort sein Essen. Sie spielten auf dem Platz bei der Synagoge oder gingen zum „Oberpollinger“, den kleinen Ernst, den jüngeren Bruder von Werner, immer in der Mitte. Werner, der selbst sagt, er sei nie der Größte gewesen, holte sich immer die Kinderzeitschrift „Didldum“, die es zuerst wöchentlich, dann 14-täglich, dann vierwöchentlich, dann gar nicht mehr gab. In dieser Zeitschrift stand irgendwann einmal, dass Mairegen das Wachstum anrege. Mit einem großen Sonnenschirm in der Hand, es regnete ja schließlich, ging also Werner durch den Oberpollinger durch, hinten hinaus und



Gustav Ostertag



Franziska Ostertag



Moritz Levinger

da stand er nun, mit ihm der kleine Ernst, den er immer dabei haben musste, und wartete auf das Ergebnis.

Es war ja alles anders als heute, so gut wie nie ein Auto auf der Straße. Bernhard und er tanzten im Sommer im Lenbach-Brunnen herum, wo sie immer Mühe hatten Ernst, der so gerne planschte, wieder aus dem Wasser heraus zu bekommen. Sie sausten im alten Botanischen Garten herum oder schauten sich die Postkarten auf dem Ständer an, der in den Buchten mit den Parkplätzen im Stachus-Rondell stand. In den 30er Jahren wurden solche komischen Karten mit „blonden Maiden“ verkauft, erinnert sich Werner.

In der Bäckerei Seidl neben dem Karlstor, der in München viele Filialen hatte, bekamen sie, wenn sie für die Postkartenstand-Frau Brezen besorgten, auch eine Breze als Botenlohn. Im Winter gab es am Stachus „Eiskünstler“, die große glitzernde Skulpturen aus Eis fertigten, Pferde, die wie lebendig aussahen. Davor stand eine Schale für Geldspenden. Werner und Bernhard, nicht faul, bauten einen Schneemann im Hof der Herzog-Max-Straße, stellten eine Schachtel davor und hofften auf den Geldsegen. Man stelle sich vor, einen Schneemann, im Hof, wo fast nie ein Mensch durchging! Trotzdem – irgendwann hatte jemand Erbarmen und es lagen ein paar Zehnerl in der Schachtel.

In der Schule

Werner kam 1936 in die Schule und saß in der ersten Reihe zusammen mit Heinz Stadler, der genau so klein war. Da Werner zu schwächling und noch nicht „schulreif“ war, stellte man ihn noch ein Jahr von der Schule zurück; so war er leider mit Bernhard und auch mit Heinz nicht in einer Klasse. Er ging 1937 auch gleich in die israelitische Schule in der Herzog-Rudolf-Straße, denn die jüdischen Kinder durften nicht mehr in die Regelschulen gehen.

Heinz Stadlers Mutter Ella hatte 1936 zwei Selbstmordversuche unternommen. Sein nicht-jüdischer Vater Albert ließ sich 1939 scheiden;

seine Mutter wurde nach Auschwitz deportiert und dort am 24. November 1943 ermordet.² Mit Heinz verband Werner später eine Schicksalsgemeinschaft; sie waren gemeinsam zur Zwangsarbeit bei der Firma Kammerer verpflichtet; beide gingen nach dem Krieg in die USA. Als Kinder waren sie nicht so dick befreundet; Werners bester Freund war eben Bernhard Ostertag.

In der Pause wurden Werners Marmeladenbrote gegen die Butterbrote von Bernhard getauscht. Diese Tauscherei ging soweit, dass Bernhards Mutter nun den Werner ebenfalls mit Pausenbrot versorgte, schon damit Bernhard genügend aß.

Werner blieb bis zur 5. Klasse in der jüdischen Schule, dann war auch diese Normalität Vergangenheit. Bis auf einige Unterrichtsstunden im Keller des Anger-Klosters, wo er und sein Bruder Ernst ein paar „illegale“ Schulstunden von den „Armen Schulschwestern“ erteilt bekamen, blieb es bei dieser viereinhalbjährigen Schulausbildung, was das spätere Leben von Werner nicht gerade leichter machte. Das Zeugnis von Werner Grube vom 30. Juni 1942 hat den lapidaren Nachsatz: „Dieses Zeugnis gilt als Entlassungszeugnis.“ Es ist von Dr. Siegfried Kessler³ unterschrieben.

Im Kinderheim

Bernhard besuchte Werner auch öfters im Kinderheim. Ins Heim war Werner nicht gerne gegangen. Er erinnert sich noch an den ersten Tag, an das Vestibül, wo auf der langen Bank am Rand die Eltern mit der kleinen Ruth auf dem Arm saßen. Ernst lief gleich zu den Kindern hinein, Werner blieb in der Vorhalle. Im Heim selber fühlte sich Werner zwar wohl, aber – nicht so wie der jüngere Ernst, der es genoss, endlich Spielkameraden zu haben und unter Kindern zu sein – er fragte doch immer seine Eltern, wie lange es noch dauern würde, bis sie wieder nach Hause könnten, wo er die Freiheit der langen Nachmittage mit seinem Freund in Erinnerung hatte.

Merry Gaber wurde beauftragt, sich um ihn zu kümmern, so dass er sich einleben konnte; aber

– so sagt er noch heute – es dauerte. Sie fuhren jeden Tag zusammen in die Schule, Merry Gaber und auch Bernhard Schmidt waren gleich alt. Hausaufgaben wurden im Heim gemacht.

Heimlichkeiten gab es auch. Da einige der Erzieherinnen, wie Klara und Lotte Mayer oder Mina Mané, rauchten, wurden die Buben um Zigaretten geschickt. Die waren viel wert, denn Juden hatten auf ihren Lebensmittelkarten keine Tabakwaren. In der Kunigundenstraße, gleich um's Eck, gab es einen Verkaufsstand mit Obst, Gemüse, Süßigkeiten und Zigaretten. So fielen für das heimliche Besorgen manchmal Bonbons ab und irgendwann einmal zweigten die Kinder sich auch ein paar Zigaretten ab. Das gab einen ziemlichen „Rabatz“, als es aufkam, erzählt Werner. Tante Klär (Klara Mayer), die nach Zigaretten geschickt hatte, bekam es ebenso ab wie die Buben. Zu der netten Pächterin des Verkaufsstandes ging Werner auch noch nach 1945.

Es gab im Heim drei Bettnässer, Merry Gaber, Peter Wrobel und Werner Grube. Ab mittags tranken sie nichts mehr; um 11 Uhr nachts wurden sie von der Nachtwache geweckt, um auf die Toilette zu gehen. Es half nichts. Es spricht für die gute Atmosphäre, die im Kinderheim herrschte, dass Werner sich deswegen nie zurückgesetzt fühlte und dass die drei Kinder deswegen nie verspottet wurden. Unangenehm war eigentlich nur, dass sie ihre nasse Bettwäsche selber waschen und aufhängen mussten, auch im Winter. Aber Frl. Klara Mayer, die Wäschemeisterin, unterband dann irgendwann, dass die Kinder diese Arbeit selbst tun mussten.

Werner hatte sich, so war es seine Art, gleich an die etwas Älteren angeschlossen, Salo Newirth⁴, Erich Stern⁵, aber auch der etwas jüngere Kurt Kupfer⁶ gehörten dazu, und deren Streiche „mitgestaltet“. Sie zogen durch Schwabing und vertrieben sich die Zeit. Klingelzüge gehörten dazu, wie auch manchmal Raufereien, besonders mit denen, die HJ-Uniformen an hatten. Der mutige Werner wurde oft vorgeschickt; er ging selbst auf die Größten los. Einmal jagten sie eine Ju-



Ernst und Werner Grube im Garten des Antonienheims, um 1940

gendlichen-Clique, die sie angepöbelt hatte, bis zum Nordfriedhof, so dass die sich hinter den Grabsteinen versteckten. Werner war zwar klein, aber er hatte Schneid und war deshalb bei den Größeren anerkannt. Und ab und zu waren sie auf diese Weise richtige „Gewinner“.

Der kleine Werner war auch zu manchen Späßen gut: Einmal schickten ihn die Großen zum Bäckermeister Kubitschek an der Danziger Freiheit in den Laden, er solle „um a Fünferl Ibi-dumm“ besorgen. Werner kannte das nicht und war bass erstaunt, als ihm vom Bäcker eine Riesentüte Bonbons überreicht wurde; noch erstaunter waren seine Freunde, als er, anstatt sich blamiert zu haben, mit dieser Tüte herauskam. Sie versuchten dann, aus dieser wundersamen Erfahrung einen Sport zu machen und klapperten

die umliegenden Schwabinger Geschäfte ab, bis diese es leid waren.

Auf das Postamt 23 bei der Danziger Freiheit kamen die meisten Kunden mit dem Fahrrad. Auf das konnten sie aufpassen, was manchmal ein paar Pfennige einbrachte.

Der Winter verging mit vom Heim geliehenen Skiern am Biedersteiner „Baronbergl“ oder auf dem Eis des Kleinhesselohes Sees mit „Absatzreißern“; das waren Schlittschuhe mit Kralen, die man mit einem Schlüssel an den Absätzen befestigte, was denen nicht gut tat. Nach einigem Gebrauch waren sie lose, leider immer die Absätze, nicht die Schlittschuhe.

An seinem 10. Geburtstag, 1940, bekam Werner von Bernhard eine Mundharmonika geschenkt. Werner saß nun stundenlang auf den Bänken im Garten des Kinderheims und dudelte nervenaufreibend so lange herum, bis er ein paar zusammenhängende Töne herausbrachte; drinnen hätte dies auch niemand ausgehalten. Diese Mundharmonika hatte es ihm angetan.⁷ Außerdem schenkte Bernhard Werner auch irgendwann einen Tretroller, den Werner später in ein Fahrrad umtauschen konnte, fast wie „Hans im Glück“. So war er einer der wenigen, die sich der Freiheit erfreuen konnten, die so ein Rad gibt.

Bernhard und Werner blieben also in enger Verbindung, wie sich das für Freunde gehört. In

der Schule trafen sie sich sowieso, aber auch ins Heim kam Bernhard zu Besuch.

Die Verbrechen an Leopold Paul Goldlust und der Familie Ostertag

In der „Kristallnacht“ im November 1938, Werner, Ernst und Ruth waren gerade, am 8. November 1938, in das Kinderheim gekommen, war es zu einer schrecklichen Begebenheit am Eisentor in der Mauer des Hofes in der Herzog-Max-Straße Nr. 7 gekommen. Dort hatten die Nazischergen den Schames (Küster) der ehemaligen Hauptsynagoge, Leopold Paul Goldlust, abgeholt und an ihm eine Scheinerhängung an dem Tor durchgeführt. Halbtot ließ man ihn dann los und brachte ihn weg. Joseph Grasdanner, der nichtjüdische Hausmeister der Hausanlage, und Franz Grube haben dies später bezeugt.

Herr Goldlust hatte als Theaterrequisiteur und Hausmeister der Synagoge an der Herzog-Max-Straße das Magazin unter sich. Da gab es alte Briefmarken und Spielsachen, unter anderem auch den bunten Sonnenschirm, der beim gescheiterten Mairegen-Experiment dabei gewesen war. Herr Goldlust hatte Werner auch eine Taschenuhr geschenkt, als dieser ihm erzählt hatte, dass er ins Kinderheim muss.

› Leopold Paul Goldlust, Theaterrequisiteur und Hausmeister (Kastellan) der Synagoge an der Herzog-Max-Straße, geboren am 18. Januar 1876 in Pressburg, wurde am 8. Dezember 1939 im Konzentrationslager Buchenwald ermordet. Seine Frau Gisela, geborene Klein, am 19. Oktober 1875 in Tyrnann zur Welt gekommen, wurde am 22. Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 24. April 1944 umkam. ‹

Die Familie Ostertag musste im August 1939 aus ihrer schönen Wohnung in der Pettenkofersstraße 42 ausziehen. Erst zogen sie an den Kaiser-Ludwig-Platz 1, wo sie bis Februar 1942 bleiben konnten, dann, als Notbehelf, in das Souterrain des Schulgebäudes in der Herzog-Rudolf-Straße 1.

1942, nach dem ersten großen Transport im November 1941, waren auch die Schüler und Lehrer wesentlich weniger geworden; so ungefähr 30 bis 40 Kinder waren es noch.

Eines Tages war es dann soweit; Bernhard berichtete seinem Freund Werner, dass die Familie